

Vortrag in der Evangelischen Akademie, Loccum, 12.11.2004**Von Natur aus anders.
"Die kleinen Helden" aus evolutionärer Perspektive****Doris Bischof-Köhler
Universität München**

Der fünfjährige Thomas trifft die gleichaltrige Sabine, die er schon seit längerem kennt, aber eine zeitlang nicht gesehen hat. Unternehmungslustig baute er sich vor ihr auf, ballt die Fäuste und ruft ihr zu: "komm, laß uns kämpfen!". Sabine mustert ihn kurz etwas irritiert, dann lächelt sie und meint: "Ach, hast Du aber ein süßes T-Shirt." Die Story illustriert recht treffend die unterschiedliche Interessenlage von Jungen und Mädchen. Die beiden konnten dann auch weiterhin nicht viel miteinander anfangen. Begebenheiten dieser Art sind kein Einzelfall, es ist deshalb angesagt, ihnen genauer nachzugehen.

Zunächst möchte ich einige entwicklungspsychologische Fakten zum geschlechtstypischen Verhalten darstellen und auf die derzeit vorherrschenden Erklärungen eingehen. Sodann werde ich evolutionstheoretisch begründen, warum die Geschlechter von Natur aus unterschiedliche Verhaltensdispositionen ausbildeten und was dies beim Menschen bedeutet. Schließlich wird im letzten Teil unter Bezugnahme auf die bereits dargestellten Fakten herausgearbeitet, wie sich diese Dispositionen im Einzelnen auswirken, wobei das männlichen Geschlecht im Vordergrund der Betrachtung stehen soll.

Konfliktstrategien

Die unterschiedliche Interessenlage von Jungen und Mädchen macht sich schon recht früh bemerkbar. Ab dem zweiten Geburtstag kommt es kulturübergreifend zu einer spontanen *Segregation* der Geschlechter. Jungen und Mädchen zieht es automatisch zu ihresgleichen; gemischtgeschlechtliche Aktivitäten müssen von den Erziehern initiiert und aufrecht erhalten werden. Dafür kommen vor allem zwei Ursachen in Betracht: (1) Der *Spielstil* der Geschlechtsgenossen ist *attraktiver* als der des Gegengeschlechts. Jungen raufen gern und interessieren sich für technische Dinge, wie z. B. Autos. Mädchen spielen gern mit Puppen und allem was damit zusammenhängt, sie verkleiden sich, und engagieren sich in Tanz- und Geschicklichkeitsspielen. (2) Bei Konflikten entwickeln Buben andere Strategien als Mädchen. Dabei zeigen beide Geschlechter eine jeweils typische Weise des Vorgehens, die nun im Einzelnen genauer erläutert werden soll.

Schon im Kindergarten raufen Jungen nicht nur gern, sondern beginnen ernsthaft um Vorrechte zu kämpfen. Dabei entstehen innerhalb kurzer Zeit *Rangordnungen*. Wenn eine Gruppe von Jungen neu zusammengestellt wird, dann sind die in der Regel die Rangpositionen nach wenigen Tagen festgelegt und erweisen sich über Monate oder Jahre stabil, sofern die Jungen in der gleichen Gruppe zusammenbleiben. Ist die Rangordnung erst einmal etabliert, dann gestaltet sich das Zusammenleben relativ konfliktfrei, der Ranghöchste bekommt z.B. ohne Widerrede das größte Stück Kuchen.

Mädchen bemühen sich auch um einen hohen Status, ihre Positionen bleiben aber mehr oder weniger ständig im Fluß. Es entsteht zwar auch eine Art Rangordnung in dem Sinn, daß bestimmte Mädchen bewundert und imitiert werden. Damit ist aber nicht automatisch gewährleistet, daß die anderen Mädchen ihnen in jedem Fall Vorrechte zugestehen. Konflikte treten vielmehr anlassbezogen immer wieder auf, und der Status der einzelnen steht erneut zur Disposition.

Fragt man Jungen nach der Rangstellung eines jeden Gruppenmitglieds jeweils bezogen auf die eines anderen, dann stimmen sie weitgehend überein. Lediglich die eigene Position bildet eine

Ausnahme, sie wird in der Regel überschätzt. Dagegen ergibt sich bei Mädchen generell nur eine geringe Übereinstimmung, wenn sie den relativen Status der einzelnen angeben sollen.

Geschlechtstypische Unterschiede zeigen sich besonders prägnant in der Vorgehensweise, wie *Rangansprüche ausgedrückt* werden.

Jungen gehen in erster Linie brachial vor oder drohen Gewalt an. Ferner versuchen sie das Gespräch zu dominieren und durch Imponierverhalten Stärke zu bekunden und sich Respekt zu verschaffen. Generell gelten Jungen schon im Kindergarten als Spezialisten in der *Selbstdarstellung*. Sie setzen alles ein, was dazu dient, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Jungen drücken ihre Rangansprüche also ziemlich direkt aus.

Mädchen gehen eher indirekt vor. Sie suchen bei anderen Mädchen *Anerkennung*, die sie entweder erhalten oder die ihnen verweigert wird. Aggression äußert sich kaum brachial, sondern vor allem als sogenannte *Beziehungsaggression*, die im Wesentlichen auf soziale Ausgrenzung abzielt. Zwei reden beispielsweise abfällig über eine dritte oder ein Mädchen droht einem anderen Mädchen an, es nicht mehr mitspielen zu lassen oder es nicht zum Geburtstag einzuladen, um so seinen Willen durchzusetzen. Typisch für Mädchen mit Ranganspruch ist ferner, daß sie sich um das seelische Wohlbefinden der anderen kümmern, sie also im Fall von Kummer zu trösten suchen. Dieses Sich-kümmern kann schnell einmal die Form ungefragter Ratschläge annehmen. Die Psychologie spricht hier von "prosozialer Dominanz", wobei es sich um eine Mischung aus Besorgtheit einerseits und Bevormundung andererseits handelt. Schon kleine Mädchen im Kindergarten erklären anderen gern, was gut für sie ist und was sie machen dürfen und was nicht.

Die Rolle von Sozialisation und kognitiver Entwicklung

Fragt man nach den Ursachen der aufgezählten Unterschiede, dann werden diese nach der heute noch vorherrschenden Überzeugung überwiegend oder ausschließlich auf die *Sozialisation* bzw. gesellschaftliche Einflüsse zurückgeführt. Vielfach begnügt man sich mit dem Hinweis, schon von Geburt an würden Eltern Mädchen und Buben verschieden behandeln und dabei unterstellt man unhinterfragt, daß sie dies tun, weil sie nach den gesellschaftlich geltenden Geschlechterrollenvorstellungen richten.

Ein ganz anderes Bild ergibt sich, wenn man in Betracht zieht, wieweit Eltern Mädchen tatsächlich anders sozialisieren als Jungen. Diesbezügliche Untersuchungen haben nämlich kaum überzeugende Zusammenhänge ergeben. Eltern belohnen zwar in den ersten Jahren eher geschlechtstypisches als gegengeschlechtliches Spiel. Sie tun dies aber keineswegs so konsequent und so nachdrücklich in allen Verhaltensbereichen, wie zu fordern wäre, wenn man die Unterschiede ausschließlich darauf zurückführen wollte. Dies gilt insbesondere für den Bereich "Durchsetzung und Aggression". Im Gegenteil: Mütter und Kindergartenpersonal beiderlei Geschlechts tendieren sogar dazu, bei Jungen eher neutrales oder gar mädchenhaftes Verhalten zu belohnen. Die Jungen werden dadurch aber keineswegs feminisiert. Sie zeigen vielmehr bereits vom ersten Lebensjahr an das höhere Ausmaß an physischer Aggression, das dann auch später für sie typisch ist.

Was die Bedeutung der Sozialisation betrifft, so gibt vor allem zu denken, was herausgekommen ist, wenn Eltern versucht haben, Jungen und Mädchen bewußt geschlechtsneutral zu erziehen, um auf diese Weise die Ausbildung von Geschlechterrollenvorstellungen zu verhindern. Ein solcher Versuch soll genauer dargestellt werden. Es handelt sich um die Erziehung in den sogenannten *Kinderläden* im Zusammenhang mit der 68er Bewegung. Da die Eltern der 68er die traditionellen Kindergärten zu repressiv fanden, realisierten sie ihre eigene antiautoritäre Kinderbetreuung meist in ehemaligen "Tante-Emma-Läden"; daher die Bezeichnung "Kinderläden". Zu den Erziehungszielen dieser Bewegung zählten unter anderem die *Nichteinübung traditioneller Geschlechtsrollen* sowie die Förderung *nicht-aggressiver Konfliktbewältigung*.

Nickel & Schmidt-Denter untersuchten das Ergebnis dieser alternativen Sozialisationsbemühungen, indem sie insgesamt über 400 Kinder im Alter von drei bis fünf Jahren aus traditionell geführten Kindergärten mit Kindern aus faktisch allen bestehenden Kinderläden verglichen. Was dabei herauskam, entsprach nun allerdings überhaupt nicht den Erwartungen der Untersucher, die selbst mit der antiautoritären Erziehung sympathisierten.

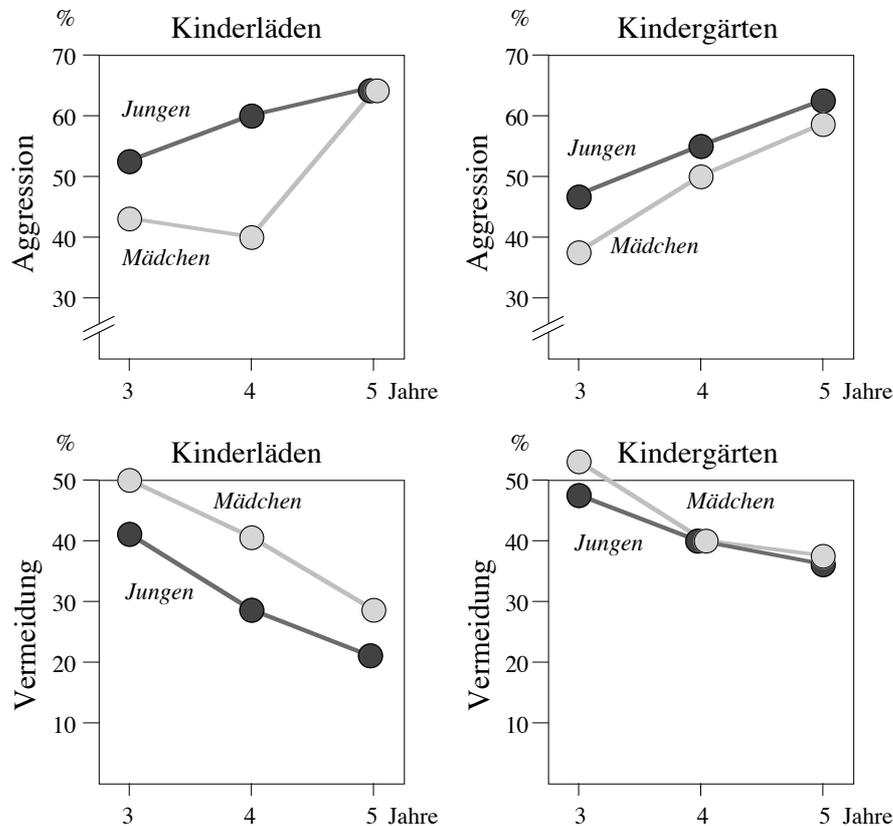


Abb. 1 (oben) zeigt in wieviel Prozent der Fälle Konflikte aggressiv gelöst wurden. Dabei gingen die Jungen in den traditionellen Kindergärten, wie vermutet, etwas häufiger aggressiv vor als die Mädchen. Die Jungen in den Kinderläden waren bei Konflikten nicht nur aggressiver als ihre Geschlechtsgenossen in den Kindergärten, sondern vor allem auch aggressiver als die drei- und vierjährigen Mädchen in den Kinderläden. Erst die fünfjährigen Mädchen hatten offensichtlich gelernt, sich zur Wehr zu setzen. Berücksichtigte man ferner (Abb. unten), wie häufig eine Partei bei Konflikten nachgab, so unterschieden sich die Geschlechter in den traditionellen Kindergärten kaum. In den Kinderläden dagegen traten die Mädchen signifikant häufiger den Rückzug an als die Jungen. Bei einer weiteren Untersuchung bestätigte sich das aus traditionellen Kulturen sattsam bekannte Muster, daß die Jungen die Mädchen auch in den Kinderläden eindeutig dominierten.

Der Befund stimmt nachdenklich. Warum waren in den Kinderläden gerade jene Unterschiede so ausgeprägt, die man eigentlich in den traditionellen Kindergärten erwartet hätte und das entgegen der ausdrücklichen Erziehungsdoktrin?

Nun könnte man argumentieren, die Kinder hätten sich eben auf andere Weise das geschlechtsspezifische Wissen verschafft. Sie lebten ja in einer Gesellschaft, in der die Geschlechterrollenvorstellungen in vielfältiger Weise realisiert waren. Auch wenn Erfahrungen dieser Art sicher bei älteren Kindern von Einfluß sind, so ist doch prinzipiell zu bedenken, daß die geschlechtstypischen Unterschiede bereits auftreten, bevor Kinder das eigene Geschlecht und das der anderen richtig bestimmen können, wozu sie erst im Lauf der dritten Lebensjahre in der Lage sind. Das bedeutet unter anderem, daß sie früher noch nicht entscheiden können, welche Personen als gleichgeschlechtliche Modelle für die Imitation in Betracht kommen. Die Kenntnis der Geschlechtsstereotypen entsteht erst im dritten und vierten Lebensjahr. Also erst in diesem Alter

bilden Kinder eine Vorstellung aus, welche Verhaltensweisen geschlechtsadäquat sind. Alle diese Faktoren beeinflussen sicher die weitere Geschlechtsrollenentwicklung und Konsolidierung. Für die Erklärung früher auftretender Unterschiede, wie insbesondere auch für die spontane Tendenz ab dem Alter von zwei Jahren, Kinder des Gegengeschlechts zu meiden, kommen sie aber eben nicht in Betracht.

Frühe Geschlechtsunterschiede

In der Geschlechtsrollendiskussion wird weitgehend nicht zur Kenntnis genommen, daß geschlechtstypische Verhaltensweisen faktisch von Geburt an auftreten. *Jungen* sind sogar schon im Mutterleib motorisch aktiver und vom ersten Lebenstag an reizbarer, impulsiver, emotional rascher aufgedreht und schnell auch einmal überdreht. Sie sind in der Regel schlechter zu beruhigen, generell schwieriger und rufen allein schon dadurch mehr Beachtung hervor. Dagegen sind *Mädchen* von Geburt an in ihrem Verhalten weniger auffällig, sie haben stabilere Emotionszustände und sind somit ausgeglichener und leichter zu beruhigen. Das mag damit zusammenhängen, daß sie in den ersten Lebenswochen neuronal reifer sind.

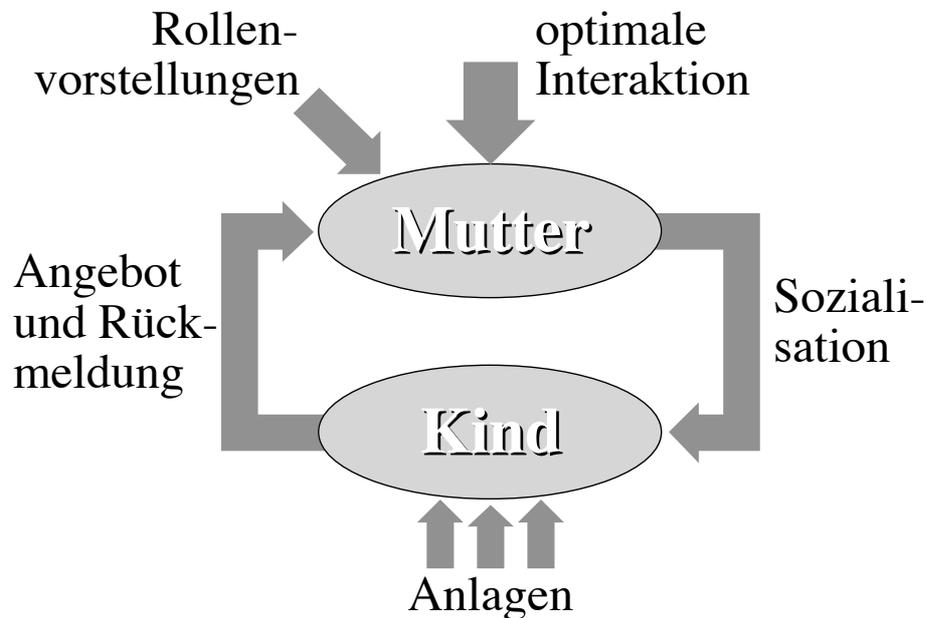
Jungen sind nachweisbar bereits mit sechs Monaten *durchsetzungsorientierter*, sie nehmen z.B. einem anderen Kind ein Spielzeug weg, während gleichaltrige Mädchen dies nicht tun. Im gleichen Alter nähern Jungen sich eher einem neuen Spielzeug, sie sind also *explorativer*, stärker auf Erkundung aus und lassen sich durch Unbekanntes weniger leicht ängstigen. Die Vorliebe für Autos, Technisches und für alles, was irgendwie funktioniert, zeigt sich bereits bei 10 bis 12monatigen. In diesem Alter interessieren sich Jungen auch vorzugsweise schon für verbotene Dinge und neigen zu riskantem Verhalten. Im dritten Lebensjahr beginnt dann die Vorliebe für spielerisches Raufen.

Mädchen können von Geburt an generell als *sozial sensibler* bezeichnet werden. Sie suchen von den ersten Tagen an häufiger *Blickkontakt* mit einer anderen Person und halten diesen länger aufrecht. Diese Verhaltensbesonderheit ist für die gesamte Entwicklung und auch noch für erwachsene Frauen typisch. Rein mimisch zeigen Mädchen schon als Babies durch Hochziehen der Augenbrauen öfter den Ausdruck des Interesses. Ferner tritt schon bei neugeborenen Mädchen öfter das Phänomen der *Gefühlsansteckung* auf. Sie lassen sie sich eher durch das Geschrei anderer Babies anstecken, wobei es sich nicht einfach nur um erhöhte Lärmempfindlichkeit handelt, sondern um eine spezifische Reaktion auf menschliche Stimmen. Darin deutet sich wahrscheinlich bereits die höhere Bereitschaft für Empathie an, die später für Mädchen und Frauen typisch ist. Schon als Einjährige spielen Mädchen am liebsten mit Stofftieren und Puppen und überhaupt mit Objekten, die eine pflegerische Aktivität ermöglichen. Dies ist auch dann der Fall, wenn es von den Eltern nicht durch ein entsprechendes Spielzeugangebot unterstützt wird. Die Vorliebe für Puppenspiel läßt sich kulturübergreifend feststellen und zwar auch dann, wenn Kinder gar keine vorgefertigten Spielsachen erhalten, sondern sich diese selber zurechtmachen. Dagegen zeigen 12monatige Jungen kaum Interesse an Puppen, selbst wenn sie ihnen vom Vater angeboten werden.

Insgesamt ist festzuhalten, daß Jungen und Mädchen bereits im ersten Lebensjahr, ja sogar bereits in den ersten Tagen und Wochen Verhaltensbesonderheiten bekunden, die auf die Geschlechtsstereotypen hinweisen, wie sie später für Erwachsene angenommen werden. Männer gelten als durchsetzungsorientierter, explorativer und risikobereiter, Frauen als stärker personorientiert, fürsorglicher und einfühlsamer.

Wenn wir vor diesem Hintergrund die Frage reflektieren, warum Eltern Jungen und Mädchen von Geburt an unterschiedlich behandeln, dann ist das sicher zum Teil auf die Wirksamkeit der Geschlechtsrollenvorstellungen zurückzuführen. Das ist aber nur die halbe Geschichte. Das frühe Auftreten geschlechtstypischer Verhaltensweisen legt vielmehr nahe, daß die ungleiche Behandlung auch bereits eine *Reaktion* darauf ist, daß Jungen und Mädchen von Anfang an aufgrund ihrer Veranlagung ein unterschiedliches Verhaltensangebot machen. Wenn Eltern also eine optimale Interaktion mit ihrem Kind anstreben, müssen sie dieses Verhaltensangebot berücksichtigen (Abb.2). Um das Kind beispielsweise zu beruhigen, muß man mit einem Jungen

anders umgehen als mit einem Mädchen. Sozialisation darf also nicht als einsinnig kausale Einflußnahme auf das Kind verstanden werden, sondern ist vielmehr ein interaktiver Prozess, bei dem geschlechtstypische Verhaltensvorgaben und Reaktionsbereitschaften der Kinder die Richtung mitbestimmen.



Angesichts dieser Befundlage setzt sich in der modernen Entwicklungspsychologie zunehmend die Einsicht durch, daß die soziokulturellen Faktoren zwar zweifelsohne eine gewichtige Rolle spielen, allein aber eben nicht ausreichen, um geschlechtstypisches Verhalten gänzlich aufzuklären. Damit kommt man nicht umhin, das Anlageproblem etwas genauer zu eruieren und das führt uns nun zur Frage, wie sich die Entstehung geschlechtstypischen Verhaltens unter evolutionsbiologischer Betrachtung darstellt.

Was bedeutet "Veranlagung"?

Beim Stichwort "Veranlagung" liegen erfahrungsgemäß Mißverständnisse in der Luft. In sozialwissenschaftlichen Kreisen wird die Möglichkeit anlagebedingter Verhaltensunterschiede immer noch als Zumutung erlebt und abgelehnt. Dahinter stehen Ängste und diese rühren in der Regel aus einer völlig falschen Vorstellung darüber, wie sich biologische Faktoren beim Menschen auf das Verhalten auswirken. Aus diesem Grund seien hierzu ein paar Anmerkungen vorausgeschickt.

Bei Veranlagung denken viele an *Determiniertheit* und setzen anlagebedingt mit unveränderbar gleich. Damit sehen sie die persönliche Freiheit in Frage gestellt und fürchten, der geschlechtlichen Diskriminierung werde Tür und Tor geöffnet. Zwar trifft es zu, daß sich Diskriminierung nicht selten auf die Biologie beruft. Das aber darf man nicht pauschal der Biologie anlasten, es fällt vielmehr auf diejenigen zurück, die biologische Argumente ungerechtfertigt in diesem Sinn mißbrauchen.

Prinzipiell trifft es nicht zu, daß angeborene Dispositionen unser Verhalten festlegen. Sie äußern sich in erster Linie als Neigungen, Interessen, und Fähigkeiten. Anders als bei Tieren, determinieren diese aber nicht das Verhalten. Sie wirken sich vielmehr unterschiedlich aus, je nachdem, welchen Sozialisationseinflüssen man ausgesetzt ist. Lernen können wir alles, auch wenn es nicht unserer Veranlagung entspricht. Diese Feststellung wird nun oft dahingehend interpretiert, dann könne man die Veranlagung gleich ganz außer Acht lassen. Dies wiederum wäre allerdings eine Fehleinschätzung ihrer Wirkung. Die Veranlagung kommt insofern ins

Spiel, als manche Verhaltensweisen aufgrund angeborener Neigungen leichter gelernt werden können und einen höheren Befriedigungswert haben, während andere schwerer fallen und weniger Spaß machen. Prinzipiell sind wir aber in der Lage, gegen diese Neigungen zu handeln und auf Angenehmes zu verzichten, also beispielsweise weniger zu essen oder gar zu fasten, wenn wir abnehmen wollen. Aber natürlich fällt das nicht so leicht, und wir müssen wir uns mehr Mühe geben.

Was nun die Geschlechtsunterschiede betrifft, so gehe ich davon aus, daß die Geschlechter im statistischen Mittel unterschiedliche Schwerpunkte in bestimmten Neigungen, Interessen und Begabungen ausbilden. Die Betonung liegt dabei auf dem *statistischen Mittel*. Mit anderen Worten: eine unterschiedliche Veranlagung ist nicht bei allen Männern und Frauen im gleichen Maße ausgeprägt. So mag das, was hier als typisch männlich oder weiblich angeführt wird, für einzelne Personen keine Gültigkeit haben. Wenn man aber eine ganze Population von Männern und Frauen in die Betrachtung einbezieht, dann gewinnt man den Eindruck, daß bestimmte Verhaltensweisen vom einen Geschlecht leichter gelernt werden, weil sie den geschlechtstypischen Neigungen entgegenkommen, während sie beim anderen einen höheren Erziehungsaufwand erfordern.

Die Wirksamkeit geschlechtstypischer Verhaltensdispositionen ist also dahingehend zu verstehen, daß eine Verhaltensmodifikation durch Erziehung prinzipiell möglich ist. Will man aber wirklich eine Veränderung herbeiführen, dann ist man als Erzieher gut beraten, wenn man sich nicht einfach über den Faktor "Veranlagung" hinwegsetzt, sondern ihn berücksichtigt, damit die Maßnahmen, die man einsetzt zum Erfolg führen und die Betroffenen auch mitspielen.

Evolutionstheoretische Begründung geschlechtstypischen Verhaltens

Um zu begreifen, wie anlagebedingter Dispositionen entstehen, muß man sich prinzipiell klarmachen, wie biologische Evolution vor sich geht. Genetische Dispositionen entstehen dann, wenn das Verhalten, das sie ermöglichen, den Fortbestand einer Art von Generation zu Generation gewährleistet. Dies setzt voraus, daß sich die Einzelnen an ihren Lebensraum anpassen und diese Anpassung wiederum gelingt bestimmten Individuen besser, anderen nicht so gut. Das Kriterium für eine erfolgreiche Anpassung ist nicht nur das individuelle Überleben, sondern insbesondere der *Reproduktionserfolg*, gemessen an der Zahl der Nachkommen. Je mehr Nachkommen ein Individuum hat, um so wahrscheinlicher werden sich die genetischen Dispositionen innerhalb einer Population ausbreiten, die den Reproduktionserfolg fördern, während weniger erfolgreiche verschwinden. Dabei ist zu bedenken, daß es sich um Programme handelt, die das Verhalten unserer tierischen Vorfahren steuerten, lange bevor es den Verstand gab, der es uns ermöglicht, aus Einsicht in das Notwendige zu planen und zu handeln. Diese Programme sind jedoch durch den Verstand nicht abgelöst, sondern nur überlagert worden und beeinflussen als Verhaltensdispositionen die Handlungsorganisation auch noch beim heutigen Menschen.

Was nun die Ausbildung geschlechtstypischer Dispositionen betrifft, so ist vorzuschicken, daß die Geschlechter gleichermaßen darauf eingerichtet sind, sich optimal fortzupflanzen; sie verfolgen dabei aber unterschiedliche Strategien. Der entscheidende Schritt hierzu hängt mit der *inneren Befruchtung* zusammen, die notwendig wurde, als unsere tierischen Vorfahren vor etwa 400 Mill Jahren dazu übergingen an Land zu leben. Während bei Fischen Männchen und Weibchen ihr Keimmateriale ins Wasser abgeben, muß bei landlebenden Tieren einer der beiden Organismen das keimende Leben aufnehmen und während einer gewissen Zeit austragen und diese Funktion fiel auf die Weibchen, weil sie die größeren und unbeweglicheren Eizellen produzieren. Dadurch war eine Asymmetrie in der *Parentalen Investition* vorprogrammiert.

In der Evolutionsbiologie definiert man Parentale Investition als Aufwand an Zeit, Energie, und Risiko den ein Elternteil pro einzelner Kind auf Kosten weiterer potentieller Nachkommen investieren muß. Dieser Aufwand ist infolge der *inneren Befruchtung* bei Weibchen sehr viel höher als bei Männchen, sie können infolgedessen viel weniger Kinder haben. Das gilt insbesondere für Säugetiere und somit natürlich auch für den Menschen. Mütter müssen das

Kind nicht nur während der Schwangerschaft austragen, sondern es nach der Geburt auch ernähren und auf andere Weise für es sorgen, es beispielsweise wärmen und schützen. Dagegen brauchen Männer eigentlich nur eine Partnerin zu finden, die bereit ist, sich mit ihnen zu vereinigen, danach ist es nicht zwingend, daß sie sich weiter um den Nachwuchs kümmern, denn die weitere Sorge für diesen bleibt ja den Müttern überlassen. Männer können also zumindest potentiell Hunderte von Kindern zeugen.

Allerdings hat dieser für das männliche Geschlecht scheinbar paradiesische Zustand einen entscheidenden Pferdefuß: Was nützt die ganze Potenz, wenn empfängnisbereite Partnerinnen nicht unbegrenzt zur Verfügung stehen, weil sie gerade mit Schwangerschaft oder der Betreuung ihrer Kinder beschäftigt sind. Damit stellt sich für das männliche Geschlecht das Problem, mit Nebenbuhlern um Partnerinnen *konkurrieren* zu müssen im Unterschied zum weiblichen Geschlecht, das unter den Konkurrenten eine *Auswahl* treffen kann. Und somit wurde der Sachverhalt, daß Väter eine sehr viel höhere Anzahl von Kindern haben können als Mütter zum Schlüssel für die anlagebedingten Verhaltensunterschiede zwischen den Geschlechtern.

Folgen unterschiedlicher elterlicher Investition

Schauen wir zunächst einmal die Konsequenzen der niedrigen väterlichen Investition bei Tiermännchen an. Die Tatsache, daß sie permanent unter Rivalitätsdruck stehen, begünstigt jegliche Dispositionen, die ihnen einen Vorteil über ihre Konkurrenten ermöglichen. Als erstes sind *körperliche Kraft* und *Ausdauer* zu nennen. Wichtiger noch, Männchen müssen *motiviert* sein, miteinander zu konkurrieren und das Risiko des Kampfes einzugehen. Nun wird männliche Rivalität oft ungenau als Aggressivität bezeichnet. Dabei ist die Destruktion des Rivalen aber garnicht primär das Ziel; es genügt, wenn der andere aufgibt und sich unterwirft. Um Selbstschädigung durch den Kampf zu begrenzen, wird die Aggressivität – wie die Ethologen es nennen – *ritualisiert*. Der Rivale soll möglichst durch *Drohen und Imponieren* eingeschüchtert werden, daß es gar nicht erst zum Ernstkampf kommt. Imponieren manifestiert sich auch in der äußeren Erscheinung. Schon rein morphologisch sind Männchen auf Schau hin angelegt, etwa durch prächtige Mähnen und Geweihe.

Nun ist nicht aber jede Auseinandersetzung erfolgreich. Wer dazu neigt, sich durch Niederlagen entmutigen zu lassen, hat kaum eine Chance, diese Eigenschaft seinen Söhnen zu vererben. Dagegen wird derjenige bevorzugt sein genetische Material weitergeben, der über eine gewisse Dickfelligkeit verfügt und unverdrossen immer wieder versucht, bei einem Weibchen zum Zug zu kommen. *Toleranz gegenüber Mißerfolg* ist somit ein weiteres wichtiges Merkmal des männlichen Konkurrenzverhaltens.

Ständiges Rivalisieren könnte nun freilich den Gruppenzusammenhalt gefährden. Dies wird durch die Ausbildung von *Rangordnungen* verhindert. Sie setzen allerdings die Bereitschaft einzelner Männchen voraus, sich dem Stärkeren *unterzuordnen*. Unterordnungsbereitschaft ist also die andere Seite der Medaille des Kampfes um die Macht. Als Folge können ehemalige Rivalen nicht nur zusammenbleiben sondern auch miteinander kooperieren.

Im *weiblichen Geschlecht* hat die Selektion wegen der hohen mütterlichen Investition ganz andere Verhaltensbereitschaften begünstigt. Da sich die Investition vor allem in der Brutpflege äußert, liegt eine besondere selektive Prämie auf *Fürsorglichkeit*. Je besser eine Mutter für das einzelne Kind sorgt, umso eher wird es gesund aufwachsen, selber Nachwuchs haben und die fürsorgliche Disposition den Töchtern weiter vererben. Dagegen müssen Weibchen nicht um Männchen konkurrieren, denn davon gibt es genug. Es besteht also keine Notwendigkeit, eine spezifische Wettkampfmotivation auszubilden. Infolgedessen fehlen auch die anderen Dispositionen, die im Rivalenkampf förderlich sind, wie etwa eine besondere Toleranz für Mißerfolg. Generell ist weibliche Aggression nicht ritualisiert und infolgedessen auch nicht durch Hemmungen gebremst. Es fehlt auch das Imponierverhalten und von der äußeren Erscheinung sind Weibchen unauffällig. Wo Rangstrukturen in Weibchengruppen auftreten, sind diese nicht erkämpft, sondern beruhen auf Familienzugehörigkeit, dem Alter oder dem

Rang des Partners. Das bedeutet nun keineswegs, daß Weibchen weniger aggressiv wären. Es handelt sich aber um eine eher *reaktive*, anlassbezogene Aggressivität, z.B. im Streit um Futter oder bei der Verteidigung der Jungen. Es gibt nichts Gefährlicheres als ein Weibchen, das seine Jungen verteidigt.

Wirksamkeit geschlechtstypischer Dispositionen beim Menschen

Wenn nun im Folgenden die Auswirkungen der genannten Dispositionen auf das menschliche Verhalten diskutiert werden, dann konzentriere ich mich wegen des Tagungsthemas vor allem auf das männliche Geschlecht und beschränke mich bezüglich des weiblichen auf eine kurze Anmerkung.

Auf dem Hintergrund evolutionstheoretischer Betrachtung liegt es nahe, weibliche Dispositionen im Zusammenhang mit der hohen mütterlichen Investition zu erwarten. Dafür kommen Fürsorglichkeit, Empathie und das Interesse an persönlichen Belangen in Betracht. Auch wenn diese Eigenschaften stereotypengemäß von Frauen erwartet werden, so schließt dies nicht aus, daß sie auch eine dispositionelle Verankerung haben. Konkret bedeutet dies, daß entsprechende Verhaltensweisen der Mehrheit der Mädchen leichter fallen, während sie bei Jungen eher der spezifischen Förderung bedürfen.

Nun zu den kleinen Helden. Wenn wir das eingangs geschilderte typische Konkurrenzverhalten von Jungen mit dem Rivalitätsmuster von Tiermännchen vergleichen, dann finden sich auffällige Parallelen. In beiden Fällen beobachten wir betontes Imponierverhalten, stabile Rangordnungen, die Bereitschaft, sich unterzuordnen und die Vorliebe für Raufspiele im Jugendalter. Es liegt also nahe, daß vergleichbare Dispositionen auch bei Jungen wirksam sind und das Auftreten des entsprechenden Verhaltens begünstigen.

Die Struktur der Jungengruppen entspricht einer von zwei Grundformen menschlicher Sozialorganisation, die ich als *Dominanzhierarchie* bezeichnen möchte. Dabei geht es um die Machtverhältnisse, der Vorrang wird – notfalls brachial, bevorzugt aber durch Droh- und Imponierverhalten – erkämpft. Der Vorteil der Dominanzhierarchie besteht darin, daß infolge der Unterordnungsbereitschaft einzelner relativ schnell ein Konsens zu erreichen ist und die Möglichkeit besteht, mit ehemaligen Rivalen zu kooperieren. Weniger positiv ist zu vermerken, daß es sich um eine autoritäre Struktur handelt, in der auf persönliche Belange keine Rücksicht genommen wird.

Nun gibt es beim Menschen aber auch noch eine zweite Möglichkeit, einen hohen Status zu erlangen und die läßt sich folgendermaßen herleiten: Wie man aus der Analyse des Rangverhaltens bei Primaten weiß, steht der Ranghohe vorzugsweise im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit; die Niedrigrangigen beobachten ihn, um vorauszusehen, was er im Sinn hat. Daraus ist nun beim Menschen ein eigenständiges Motiv geworden, das *Geltungsmotiv*. Zu Ansehen kommt man in diesem Fall aufgrund von Eigenschaften, die von der Gemeinschaft hoch bewertet werden, wie z. B. Kompetenz oder Hilfsbereitschaft. Personen mit hohem Ansehen erhalten Anerkennung, man bewundert sie und ist bereit, ihnen Privilegien eingeräumt. Es entsteht, was ich eine Geltungshierarchie nennen möchte.

Die *Geltungshierarchie* ist phylogenetisch jung. Sie beruht auf der Ausbildung eines Ichbewußtseins und ist deshalb, von Ansätzen bei Menschenaffen abgesehen, spezifisch menschlich. Ansehen führt zur Steigerung des Selbstwerterlebens, folglich werden entsprechende Erfahrungen angestrebt. Die Geltungshierarchie ist die Basis für die *Demokratie*. Ihr Vorteil besteht darin, daß die persönliche Meinung zur Geltung kommt. Andererseits kann der einzelne sich aber keine Vorrechte herausnehmen, weil ausufernde Ansprüche durch Entzug der Anerkennung kontrolliert werden können. Damit ist die Geltungshierarchie allerdings konfliktanfälliger als die Dominanzhierarchie, denn Anerkennung kann man sich nicht erkämpfen, man bekommt sie entweder zugestanden oder nicht. Infolgedessen kann auch die Kooperation erschwert sein, denn die Beteiligten sind nicht ohne weiteres bereit, sich auf einen Konsens zu einigen.

Die Strategie durch Geltung zu Ansehen zu kommen, steht beiden Geschlechtern offen. Dagegen ist die Dominanzhierarchie eine vorwiegend männliche Angelegenheit, da sie an das phylogenetisch alte Muster des männlichen Rivalenkampfes anschließt. Der Begriff "Seilschaften" charakterisiert sie recht treffend. Während Männer zwischen beiden Möglichkeiten wechseln, bzw. eine Mischstrategie einsetzen können, fehlt bei *Frauen* die verlässliche motivationale Basis für eine Dominanzhierarchie. Infolgedessen haben rein weibliche Organisationen eher den Charakter von Geltungshierarchien. Wie schon bei den kleinen Mädchen beruht der Status auch bei erwachsenen Frauen in erster Linie auf Anerkennung; er kann verloren gehen, weil diese verweigert oder die Beziehung in Frage gestellt wird. Damit tendieren rein weibliche Gruppierungen eher zu Konflikthanfälligkeit. Etliche Studien zeigen, daß Frauen Mühe mit hierarchischen Strukturen haben und weniger geneigt sind, sich anderen Frauen unterzuordnen. So ziehen Mitarbeiterinnen vielfach einen männlichen Chef vor, weil sie eine Chefin eher für "parteiisch und ungerecht" halten. Die Chefinnen wiederum monieren, daß Mitarbeiterinnen kritischer seien als Mitarbeiter, schwerer zu motivieren und daß sie mehr persönliche Aufmerksamkeit forderten.

Formen von Aggressivität

Bevor ich auf die einzelnen Eigenschaften genauer eingehe, die den typisch männlichen Wettkampf kennzeichnen, ist eine Differenzierung in Bezug auf *Aggression* angezeigt. In diesem Bereich sind die Geschlechtsunterschiede recht eindeutig ausgeprägt, was allerdings nicht einfach pauschal bedeutet, Jungen seien aggressiver als Mädchen. Sie sind es nur auf andere Weise und in anderen Zusammenhängen.

Zunächst einmal ist klarzustellen, dass *spielerisches Raufen*, das bei Jungen oft als Aggression wahrgenommen wird, nicht aggressiv motiviert ist, auch wenn es die Funktion hat, die eigenen Kräfte für den Ernstfall einzuüben. Es tritt kulturübergreifend fast ausschließlich bei Jungen auf und hat Parallelen bei Tiermännchen. Raufen findet nur in freundschaftlicher Gesinnung statt. Die Jungen müssen sich kennen und ein gewisses Vertrauen zueinander haben. Die Rollen des Jägers und des Gejagten wechseln, es herrscht eine fröhliche Stimmung mit viel Lachen. Tut man einem anderen aus Versehen weh, dann beeilt man sich, das wieder gut zu machen. Jungen, die Spiel und Ernst beim Raufen nicht auseinanderhalten können, haben eine individuell problematische Entwicklungsgeschichte und sind in der Regel Ausnahmefälle.

Aggression im eigentlichen Sinn kann durch *Frustration* ausgelöst werden, wenn man ein Ziel verfolgt und sich ein Hindernis in den Weg stellt. Es handelt sich dabei um eine reaktive Form der Aggression, bei welcher der Emotion *Ärger* eine zentrale Rolle zukommt. Vor allem im Kindes- und Jugendalter tendieren Jungen dazu, auf Frustration vorzugsweise mit *körperlicher* Aggression zu reagieren, während Mädchen andere Strategien einsetzen.

Von der Frustrationsaggression ist als zweite Form die Aggression zu unterscheiden, die im Dienste der männlichen *Konkurrenzbereitschaft* auftritt, von der bei meinen bisherigen Ausführungen in erster Linie handelte. Der andere wird als Rivale erlebt, den man aktiv zum Kampf herausfordert, um ein für alle Mal die Machverhältnisse festzulegen. Ärger spielt dabei keine Rolle, sondern eher so etwas wie Übermut - man "will es einfach wissen". Neben physischem Kampf äußert sich die Aggression in diesem Kontext vor allem in ihren *ritualisierten* Formen als Drohen, Einschüchtern und Imponiergehabe, womit Stärke und Kampfbereitschaft signalisiert werden soll, wobei anzumerken ist, daß das Verhaltensspektrum des Rivalisierens beim erwachsenen Mann natürlich weitaus elaborierter ist als bei Jungen oder gar bei Tieren. Die Spezialisierung auf ritualisierten Konkurrenzkampf dürfte wesentlich mit den Ausschlag geben, daß Jungen aggressiver erscheinen als Mädchen.

Schließlich ist als dritte Variante die *Beziehungsaggression* zu nennen. Bei ihr wird die persönliche Beziehung durch Vermeiden oder Abbruch des Kontakts in Frage gestellt, eine Person ausgegrenzt, indem man über sie abfällig redet, Gerüchte über sie verbreitet oder ihr die Anerkennung verweigert. *Soziale Ausgrenzung* ist die Weise, wie sich Aggression vorwiegend bei Mädchen und Frauen in Konfliktsituationen äußert; sie hat im Tierreich keine Parallelen.

Natürlich gibt es Überschneidungen im Auftreten der verschiedenen Aggressionsformen zwischen den Geschlechtern. Aber Mädchen und Frauen sind viel seltener brachial aggressiv und in der Mehrzahl sind sie auch weniger wettbewerbsorientiert und tendieren dazu Konkurrenzsituationen zu meiden. Dagegen tritt Beziehungsaggression bei Jungen und Männern signifikant seltener auf.

Foetale Androgenisierung

In Bezug auf die männliche Konkurrenzbereitschaft haben wir inzwischen recht schlüssige Hinweise aus der *Hormonforschung*, wie die entsprechenden Dispositionen während der Schwangerschaft bei Jungen entstehen dürften. Eine Schlüsselrolle spielen dabei die *Androgene*, also die männlichen Hormone. Sie werden etwa von der 8. Schwangerschaftswoche an in den Hoden vom männlichen Embryo produziert und steuern nicht nur die Ausbildung der inneren und äußeren Geschlechtsmerkmale sondern beeinflussen auch Gehirnstrukturen, die etwas mit dem Verhalten zu tun haben.

Welche Rolle die Androgene bei der Entwicklung von Verhaltensdispositionen spielen, können wir aus Fallgeschichten ableiten, bei denen weibliche Foeten unvorhergesehen einer Androgenisierung ausgesetzt waren. Das war zum Beispiel eine Zeitlang der Fall, als man Müttern künstliche Hormone verabreichte, um einen Schwangerschaftsabbruch zu verhindern, ohne zu wissen, daß diese wie Androgene wirkten. Eine zweite Möglichkeit der fötalen Androgenisierung beruht auf einem genetischen Defekt der Nebennierenrinde, der den weiblichen Foetus selbst veranlasst, ein Übermaß an Androgenen zu produzieren.

Für unsere Fragestellung interessant ist nun, daß die davon betroffenen Mädchen typischerweise *Wildfangverhalten* zeigen, also ein Verhalten, das dem von Jungen ähnlicher ist als dem von Mädchen. Sie raufen gern, lieben athletische Sportarten, bevorzugen Jungenspielzeug, sind mehr an der beruflichen Karriere als an der Familie interessiert, zeigen bei der Konfliktlösung das eher männliche brachiale Muster und haben wie Jungen ein besseres visuell-räumliches Vorstellungsvermögen. Eine Neigung zu eher männlicher Aktivitäten ist inzwischen auch bei vierjährigen Mädchen nachgewiesen, die während der Foetalentwicklung bei normaler Schwangerschaft einen vergleichsweise höheren Testosteronspiegel aufwiesen als ihre gleichaltrigen Geschlechtsgenossinnen, die eher weibliche Spiele bevorzugten.

Da entsprechende Androgenwirkungen bei männlichen Foeten die Regel sind, liegt es nahe, daß sie auch bei Jungen für die Ausbildung der typisch männlichen Dispositionen verantwortlich sind, von denen hier die Rede ist.

Rivalität und Abenteuerlust

Wenn wir nun die einzelnen Merkmale des typisch männlichen Konkurrenzmodells Revue passieren lassen, dann ist als erstes die stärkere *Durchsetzungs-* und *Wettbewerbsbereitschaft* zu nennen. Männer haben nachgewiesenermaßen Spaß an Konkurrenzsituationen und schätzen Statusunterschiede in der Gruppe. Schon Dreijährige fangen an, andere Jungen herauszufordern, sie werden von den älteren Jungen zunächst nicht ernst genommen, bis diese dann doch die Geduld verlieren und sie in ihre Schranken weisen. Nun begnügen sich Jungen aber nicht damit, andere Jungen zu provozieren, sondern versuchen dies natürlich auch bei Bezugspersonen, Erziehern und Betreuern. Wenn also Jungen mit Ungezogenheiten eskalieren, so könnte dies daran liegen, daß sie einfach nur ausloten wollen, wie weit sie gehen können. Sie warten dann förmlich darauf, in die Schranken gewiesen zu werden. Ein Kuschelstrategie wäre hier entschieden kontraproduktiv.

In diesem Zusammenhang ist ein Wort zur Bedeutung des *Vaters* angebracht. Es wird ja in letzter Zeit wiederholt die Forderung erhoben, daß Jungen schon im Kindergarten männliche Erzieher bräuchten, weil bei vielen die Väter ausfielen. In der Tat sollte man die Bedeutung von Vätern bzw. anderer männlicher Bezugspersonen insbesondere für Jungen nicht unterschätzen

und zwar gerade schon im Kleinkindalter. Väter setzen sich bei Jungen besser durch. Wo sie ausfallen, kann es insbesondere bei Jungen nicht nur zu Disziplinierungsproblemen sondern generell zu Entwicklungsstörungen kommen. Darüberhinaus haben Untersuchungen gezeigt, daß Väter im Unterschied zu Müttern in ihrem Spielangebot spezifische Anregungen geben. Mütter spielen in erster Linie vertraute Spiele mit Wiederholungscharakter, regen die Kinder mit Spielsachen an, reden mit ihnen, schränken sie auch mal ein. Generell vermitteln sie in erster Linie Sicherheit und Geborgenheit. Väter gehen vor allem mit Söhnen schon in ersten Lebensjahr körperlich robuster um, sie sind die geeigneteren Raufpartner und sorgen für Abwechslung. Mit ihrem Spielstil regen sie insbesondere die Erkundung von Neuem an. Damit sind sie natürlich auch für Mädchen attraktiv, kommen aber insbesondere dem gesteigerten Erkundungsbedürfnis von Jungen entgegen, das wir ja bereits bei Halbjährigen registriert haben.

Diese erhöhte Erkundungsbereitschaft hängt eng mit der geschlechtstypisch erhöhten *Risikobereitschaft* zusammen, ohne die es beim Rivalenkampf nicht geht. Jungen haben im Durchschnitt einfach weniger Angst. Schon von klein auf zeigen sie eine höhere Unfallrate: Sie ertrinken viermal häufiger, sind doppelt so oft in Fahrradunfälle verwickelt und verletzen sich sogar häufiger auf einer Rutschbahn, obwohl sie diese seltener benutzen als Mädchen.

Die erhöhte Erkundungsbereitschaft äußert sich vor allem in der Pubertät in gesteigerter *Abenteuerlust*. Sie motiviert die Jungen dazu, sich in Banden zusammenzuschließen. Dabei spielt persönliches Interesse an der anderen Person, wie es die innigen Freundschaften der Mädchen kennzeichnet, eine untergeordnete Rolle. Im Vordergrund steht vielmehr das Bedürfnis, gemeinsam Gefahren zu erleben und zu bestehen. Wo die Abenteuerlust auf Grenzen stößt und frustriert wird, kann Aggression aus Langeweile entstehen. Was dann wie Mutwille und Gewalttätigkeit aussieht, ist unter Umständen nur das Ergebnis eines frustrierten Abenteuerbedürfnisses. Hier dürfte eine wesentliche motivationale Ursache dafür liegen, daß Jungen so deutlich mehr an Computerspielen und Filmen mit Gewaltexzessen interessiert sind als Mädchen.

Selbstgefühl

Als weitere Eigenschaft des männlichen Konkurrenzverhaltens wurde das *Imponiergehabe* herausgestellt. Schon kleine Jungen sind *Spezialisten in der Selbstdarstellung* wenn es darum geht, andere zu beeindrucken und gegebenenfalls einzuschüchtern, selbst wenn man dabei nur blufft. In diesem Kontext ist auch die hohe *Selbsteinschätzung* zu sehen, die sich ja unter anderem in der Überschätzung der eigenen Rangposition schon bei kleinen Jungen bemerkbar macht. Wie sich das konkret auswirkt, möchte ich an einem Experiment zum gleich- und gegengeschlechtlichen Wettbewerb erläutern, das auch sehr gut veranschaulicht, wie Mädchen bei Konfrontation mit dem männlichen Stil ins Abseits geraten können. Es geht um einen Buchstabierwettbewerb bei 10jährigen Jungen und Mädchen, einem im angelsächsischen Bereich beliebten Unternehmen. Die Kinder wurden zunächst geschlechtsgetrennt in einem Vortest in gute und weniger gute Buchstabierer eingeteilt. Beim eigentlichen Test bekamen zwei Kontrahenten ein Wort genannt und wer sich am schnellsten meldete, durfte als erster buchstabieren. Buchstabierte er richtig, erhielt er einen Punkt, wenn nicht, dann bekam der Kontrahent eine Chance.

Wenn ein Junge gegen einen anderen Jungen antrat, meldeten sich beide immer sofort, sobald das Wort genannt wurde, gleich ob sie es buchstabieren konnten oder nicht. Ein nicht geringer Prozentsatz der weniger guten Buchstabierer hielt an dieser Strategie fest, obwohl diese Jungen immer wieder Mißerfolge einstecken mußten. Selbst wenn sie von anderen ausgelacht wurden, weil sie eine unmögliche Kombination von Buchstaben produzierten, gaben sie nicht auf. Im Wettbewerb "Mädchen gegen Mädchen" meldeten diese sich nur dann, wenn sie wußten, daß die Kontrahentin nicht die bessere war. Ließ man Mädchen gegen Jungen antreten, dann meldeten sich die Jungen in jedem Fall zuerst, auch wenn sie zu den schlechten Buchstabierern gehörten, dagegen hielten sich selbst gute Buchstabiererrinnen zurück. Man kann sich leicht ausmalen, wie viel schlechter die Mädchen abgeschnitten hätten, wenn sie nicht an zweiter Stelle die

Gelegenheit erhalten hätten, doch noch zu buchstabieren, eben weil ihre männlichen Kontrahenten so oft versagten.

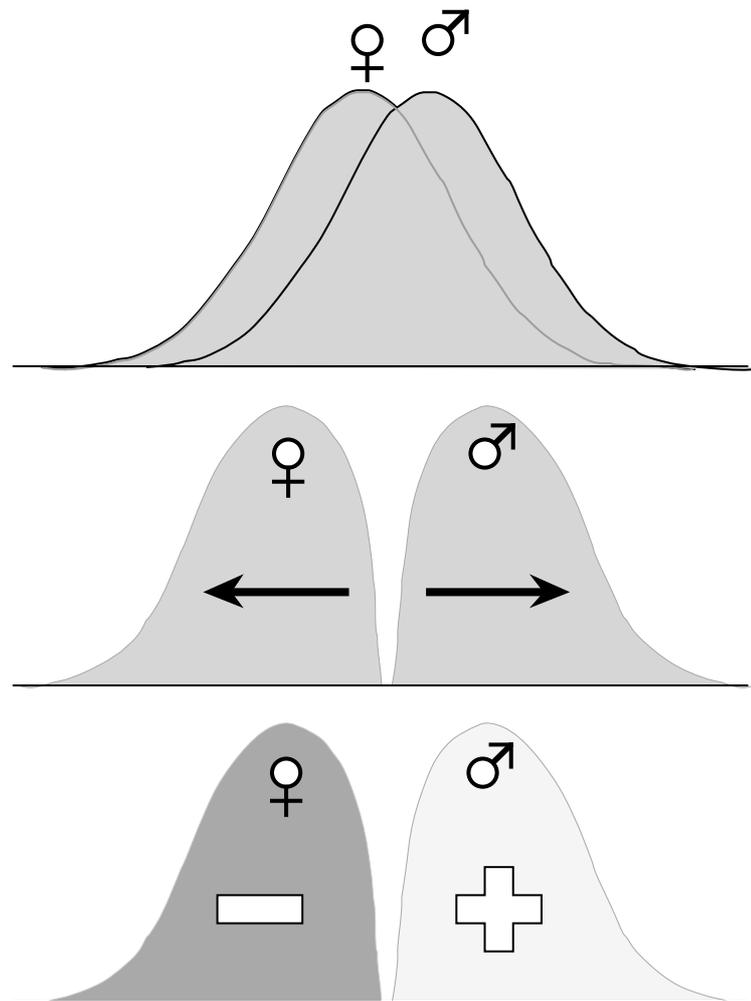
Das Experiment veranschaulicht eine weitere Disposition, auf deren zentrale Bedeutung für die spezifisch männlichen Wettkampfstrategie ich oben hingewiesen habe, die Bereitschaft, bei *Mißerfolg* nicht aufzugeben, sondern es unverdrossen immer wieder zu versuchen. Dazu paßt, wie Jungen und Mädchen die Ursache ihres eigenen Erfolges bzw. Mißerfolges erklären. Jungen attribuieren Erfolge auf das eigene Können, Mißerfolge dagegen auf äußere Umstände oder mangelnde Anstrengung. Mädchen sehen die Ursache für Mißerfolg in erster Linie bei sich selbst oder in den äußeren Umständen, letztere halten sie aber auch für die Ursache, wenn sie Erfolg hatten. Es ist unverkennbar, daß die Strategie der Jungen mit Erfolg und Mißerfolg umzugehen, weitaus schonender für das Selbstgefühl ist als die der Mädchen. Wenn jetzt also immer davon die Rede ist, die Jungen befänden sich wegen ihrer schlechten Schulleistungen in einer Krise, dann fragt man sich, ob sie das überhaupt so wahrnehmen, oder ob sie durch ihre Tendenz, sich selbst zu überschätzen und gegenüber Mißerfolg ein dickes Fell zu entwickeln, nicht vielmehr vor solchen unerquicklichen Einsichten abgeschirmt bleiben.

Generell nehmen sich Mädchen Mißerfolge viel mehr zu Herzen als Jungen. Das ist mit ein Grund, warum sie Wettbewerbssituationen meiden. Ein niedrigeres Selbstvertrauen von Mädchen und Frauen ist bereits in der Grundschule feststellbar, obwohl die Mädchen schon hier die besseren Noten haben. Man sollte einmal bedenken, ob nicht allein schon die Konfrontation mit der hohen Selbsteinschätzung, der unverdrossenen Mißerfolgstoleranz und der unverfrorenen Selbstdarstellung der Jungen ein Problem für die Mädchen darstellt, und sie sich allein schon dadurch leichter entmutigen lassen, obwohl sie zum Teil über die besseren Kompetenzen verfügen und dies eigentlich auch zur Kenntnis nehmen müßten.

Die Interaktion von Natur und Kultur

Ich habe meine Aufgabe in erster Linie darin gesehen, eine Diagnose zu erstellen und dabei einen Aspekt geschlechtstypischen Verhaltens in den Fokus zu rücken, der üblicherweise zu kurz kommt oder völlig unter den Tisch fällt, die *Rolle der Veranlagung*. Angesichts der dargestellten Befunde spricht doch einiges dafür, daß bei bestimmten geschlechtstypischen Merkmalen wie insbesondere beim männlichen Rivalisieren oder beim weiblichen Fürsorgeverhalten Dispositionen im Spiel sind, die an das phylogenetische Erbe anschließen. Ich hoffe, mit meinen Ausführungen auch die Befürchtung ausgeräumt zu haben, wo anlagebedingte Verhaltenstendenzen wirksam seien, könne man nichts ändern. Ändern kann man alles, allerdings hängt der Erfolg davon ab, von welchen *Prämissen* man ausgeht. Vielfach glaubt man auch heute noch, an dem Credo festhalten zu müssen, die Geschlechter seien von Natur aus gleich oder die Unterschiede seien so geringfügig, daß sie nicht ins Gewicht fielen. Dementsprechend sieht man in der erzieherischen Gleichbehandlung das Heilmittel gegen die Diskriminierung. Gleichbehandlung wäre aber nur angebracht, wenn sich die Geschlechter wirklich von Natur aus gleichen. Unterscheiden sie sich aber- und ich denke, die Evidenz hierfür ist nicht zu wegzuleugnen - dann geht es einem mit der Gleichbehandlung wie den Eltern des Kinderladenexperiments, die Dispositionen schlagen stärker durch und die Unterschiede treten nur umso deutlicher zutage. Umgekehrt kann man nicht selbstverständlich erwarten, daß Jungen und Mädchen das gleiche Verhaltensmuster ausbilden, wenn man das eine Geschlecht nicht ausdrücklich dahingehend trainiert, wünschenswerte Eigenschaften zu entwickeln, die dem anderen Geschlecht anlagebedingt leichter fallen. Ganz sicher genügt es dabei allerdings nicht, das Rollenbild von "Männlichkeit" nach Belieben umzudefinieren und zu erwarten, daß damit Erscheinungsweisen des männlichen Verhaltensprofils, die einem nicht genehm sind, einfach verschwinden; man muß den Betroffenen die erwünschten Veränderungen auch schmackhaft machen können.

Natürlich wäre eine Menge zu sagen, wie man sich das Zusammenspiel von Anlage und soziokulturellen Einflüssen während der Entwicklung konkret vorzustellen hat. Ich habe dieser Frage den gesamten dritten Teil meines Buches "Von Natur aus anders" gewidmet und muß es hier bei einigen Hinweisen bewenden lassen.



Nehmen wir einmal hypothetisch an, die anlagebedingten Dispositionen (z.B. Wettbewerbsorientiertheit) würden sich wie in Abb. 3 oben dargestellt über die Geschlechter verteilen, daß die Mehrheit des männlichen Geschlechts für diese Eigenschaft stärker disponiert ist als das weibliche, wobei die Verteilung sich aber überlappt. Insofern ist es natürlich eine Vergrößerung, von *den* Jungen und *den* Mädchen zu sprechen, weshalb ich auch zu Beginn meiner Ausführungen betonte, daß es sich bei den geschlechtstypischen Unterschieden um *statistische Mittelwerte* handelt, die sich allerdings z.B. in Bezug auf physische Aggressivität recht deutlich unterscheiden. Nun wird die Überlappung aber gern als Argument angeführt, die Unterschiede seien so gering, daß man sie ignorieren könne. Die Geschlechter würden sich in den geschlechtstypischen Tendenzen nicht mehr unterscheiden als in Bezug auf andere individuelle Unterschiede, wie z.B. Temperament oder Intelligenz. Dieses Argument verkennt die eigentliche Sachlage. Selbst wenn die geschlechtstypischen Verhaltenstendenzen bei einzelnen Jungen und Mädchen unterschiedlich stark ausgeprägt sind, dann treten sie doch im statistischen Mittel eben öfter bei dem *einen* Geschlecht auf als bei dem anderen und vor allem häufen sich – um etwa bei der Wettbewerbsorientiertheit zu bleiben – die Individuen mit besonders starker Merkmalsausprägung auf der männlichen Seite und die in dieser Hinsicht besonders schwach disponierten auf der weiblichen. Wir haben es also nicht mit der individuellen Varianz eines beliebigen Merkmals zu tun sondern dieses korreliert in seinen stärksten Ausprägungen außerdem eindeutig mit dem einen Geschlecht und fehlt eben in dieser Ausprägung bei dem anderen. Konkret bedeutet dies beispielsweise, daß Stellungen, die ein besonderes Maß an Wettbewerbsorientiertheit voraussetzen, eben in erster Linie von Männern besetzt sein werden, während Frauen in größerer Zahl etwa in Aufgabenbereichen zu finden sind, bei denen Fürsorglichkeit eine besondere Rolle spielt.

Problematische Auswirkungen zeigt diese Verteilung nun allerdings in der mittleren Darstellung (Abb.3 Mitte), die verdeutlichen soll, daß die eigentliche Profilierung der Geschlechtsunterschiede das Werk der Gesellschaft ist. Kulturen mit traditioneller Geschlechtsrollenaufteilung greifen offensichtlich die geschlechtstypischen Neigungen auf und machen sie zum Thema ihrer Geschlechtsstereotypen und ihrer Rollenvorschriften. Da diese den Neigungen der Mehrheit von Jungen und Mädchen entgegenkommen, läßt sich die Geschlechtersozialisation auf diese Weise am leichtesten realisieren. Das Problem ist nun allerdings, daß von *allen* Jungen und *allen* Mädchen erwartet wird, dem Stereotyp im gleichen Maß zu entsprechen, auch wenn einzelne Individuen in ihren geschlechtstypischen Neigungen weniger profiliert sind oder sogar eher dem Gegengeschlecht entsprechen. Der Druck zur Konformität geht also nicht von der Natur sondern von der Kultur aus. Schließlich wird diese Polarisierung, wie Abb. 3 unten zeigt, noch durch die ungleiche Bewertung der Geschlechter verschärft, die für sehr viele Kulturen kennzeichnend ist. Die mehr oder weniger ausgeprägte *Höherbewertung* des männlichen Geschlechts ist ja der eigentliche Kern für die Diskriminierung.

Die Wurzeln der Diskriminierung

Bei evolutionstheoretischer Betrachtung erweist sich diese Höherbewertung freilich wiederum als eine Folge des männlichen Erbes. Im Zusammenhang mit der Geltungshierarchie habe ich ausgeführt, daß man Ansehen gewinnt, wenn es einem gelingt, die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Natürlich sollte dies idealerweise aufgrund positiver Eigenschaften der Fall sein. Aber wir fallen auch darauf rein, wenn einer nur überzeugend genug auftritt, sicher und kompetent wirkt, etwas Spektakuläres macht, etwas riskiert, selbst wenn er nur blufft.

Da die Männer von Natur aus Imponierspezialisten sind, haben sie in dieser Hinsicht natürlich einen Vorteil. Es gelingt ihnen meist besser, sich in Szene zu setzen und das was sie tun, mit dem Odium des Bedeutsamen oder Innovativen zu verbinden. Weibliche Tätigkeiten dagegen sind im allgemeinen weniger auffällig. Frauen können zwar auch die Blicke auf sich ziehen, wenn sie jung und schön sind oder sich entsprechend zurechtmachen. Aber damit verbindet man nicht unbedingt die Assoziation besonderer Fähigkeiten oder Kompetenzen. Die spezifisch weiblichen Tätigkeiten erwecken in der Regel weder durch die Art, wie Frauen sie ausführen, noch durch das Umfeld, in dem sie stattfinden, besondere Beachtung, eine Erfahrung, die wohl schon kleine Mädchen machen. Man denke nur an die Zubereitung von Nahrung. Frauen erledigen dies jahraus jahrein. Man ist daran gewöhnt, nimmt es selbstverständlich hin und meldet allenfalls einmal Kritik an. Dagegen stelle man sich Männer als Köche vor. Sie nennen sich Chef de Rang, erfinden die Nouvelle Cuisine, bekommen Sterne in Restaurantführern und selbstverständlich führen sie in den Nobelrestaurants das Zepter.

Ohne daß es uns bewußt wird, interpretieren wir Tätigkeiten, die Aufsehen erregen, als Indiz für Ranghöhe und verbinden sie mit einer Höherbewertung. Damit erhält das Männliche automatisch in einen höheren Status. Wenn Jungen faktisch vom Beginn des Lebens an allein schon durch ihre stärkere Umtriebigkeit und ihr riskantes Verhalten öfter im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehen, und sich dies dann in Kindergarten und Schule fortsetzt, und sei es auch nur, indem sie durch Ungezogenheiten aus dem Rahmen fallen, dann bestätigen diese Erfahrungen fortgesetzt das Bewußtsein, etwas bedeutendes zu sein. Versagt man den Jungen die entsprechende Referenz, dann lassen sie sich eine Menge einfallen, um die Aufmerksamkeit zurückzugewinnen. Bei Mädchen dagegen neigen wir viel eher dazu, ihre Kompetenz als selbstverständlich hinzunehmen oder gar nicht zu beachten. Dabei übersehen wir, daß spezifisch weibliche Tätigkeiten ebenso viel Kompetenz bekunden, auch wenn sie meist weniger auffällig sind. Da es fraglich ist, ob sich "Männlichkeit" in ihren Grundmustern zum Verschwinden bringen läßt - einmal ganz abgesehen davon, ob wir das wirklich für wünschenswert halten - scheint mir die *Gleichbewertung* von Mann und Frau das viel vordringlichere und wahrscheinlicher auch realistischere Ziel. Ob das den kleinen Helden im Einzelnen gefällt, ist eine andere Frage.

